

WIR

Verlagsort München

von den Werken der Knorr-Bremse



MWM



12 | APRIL 1955



1955

APRIL

UNSER TITELBILD

zeigt die Arbeit am Kalendar, einer Maschine, mit deren Hilfe in unserem Schweserwerk Kübler der Gummi-Bodenbelag entsteht.

Seite **INHALT:**

- 3 ... und es geschah vor 10 Jahren
- 6 Eine Erinnerung an Albert Einstein †
Jubilärfest bei der Südbremse
Finanzbeamte in Volmarstein
- 7 Willkommen in St. Blasien
- 10 Skikurse für jedermann
- 11 Lehrkräfte der Volksschulen besich-
tigen Industriewerke
- 12 Die Maschinen hielten durch
- 13 Nur eine Lokalnotiz
Ein FENDT-Dieselroß mit MWM-
Motor für den Schach
Ehrung des Herrn Dir. Loos
Werner Loeber †
Paul Dietz †
- 14 Tagung des Gesamtbetriebsrates in
Berlin
- 15 Unsere Jubilare
- 16 Petri-Heil!

HERAUSGEBER:

Knorr-Bremse Aktiengesellschaft
München/Berlin
München 13, Moosacher Straße 80

SCHRIFTFÜHRUNG:

Renate Stapf
München 13, Moosacher Straße 80
Telefon: 36741

GRAPHIK:

Willi G. Engelhard, München,
Viktoriaplatz 1
Telefon: 361833

DRUCK:

Kastner & Callwey
München 8, Weißenstephaner Straße
Telefon: 448307

DER ROTE STRICH

Mit 331 km/h raste kürzlich die Elektrolok BB 9004 über die berühmte Versuchs-
strecke bei Bordeaux ...

Die Geschwindigkeit der schnellsten deutschen Züge liegt zwischen 90 und
120 km/h – obwohl schon vor etwa 50 Jahren auf der Versuchsstrecke Marienfelde-
Zossen eine Geschwindigkeit von 210 km/h erzielt wurde. Warum also fahren
unsere Züge noch nicht schneller? Nun, der Oberbau unserer Gleise läßt es nicht
zu. Größere Geschwindigkeiten werden erst auf den nahtlosen Schienen – das
sind Gleise aus einem Guß – gefahren werden können. Vorläufig aber liegt der
sogenannte „rote Strich“, die Geschwindigkeitsgrenze für Lok- und Triebwagen-
führer – bei 120 km/h.

Aus Amerika erreicht uns die Kunde, daß auf einem Schlitten mit Raketenantrieb
ein neuer Geschwindigkeitsweltrekord für Landfahrzeuge aufgestellt wurde.
Ein Luftwaffenarzt erzielte auf diesem Höllenschlitten das außerordentliche Tempo
von 1012 km/h. Als dann gebremst und das Gefährt innerhalb einiger Sekunden
zum Stillstand gebracht wurde, knirschten die Knochen des Fahrers, die Augäpfel
quollen fast aus den Höhlen, und man mußte ihn davontragen. Immerhin – nach
acht Minuten konnte er wieder sehen. Er trug – da man ihn nach allen Regeln der
Kunst auf seinen Schlitten festgeschnallt hatte – nur einige Prellungen und Quet-
schungen davon ...

Dieser Versuch kommt den Düsenjägerpiloten, die bei Überschallgeschwindig-
keit mit ihrem Sitz aus der Maschine herausgeschossen werden, sehr zugute, denn
bislang überlebte mit einer einzigen Ausnahme keiner den Fallschirmsprung
bei Überschallgeschwindigkeit.

Und nun noch ein drittes Beispiel, das auf den ersten Blick nichts mit der Lok
BB 9004 und dem Raketenschlitten, nichts mit dem Kampf um höhere Geschwin-
digkeiten und der Sicherheit des Menschen bei höheren Geschwindigkeiten zu
tun hat – denn es stammt aus dem Bereich der Natur und nicht der Technik.

Kürzlich geriet ein Schwarm von Walfischen in der Nähe einer Insel ins seichte
Wasser. Die großen Fische vermochten sich nicht mehr vom Strand zu lösen. Sie
blieben liegen und verendeten qualvoll ...

Ja, für den Fisch ist das Wasser nun mal sein natürliches Element. Wo das Wasser
endet und das Land anfängt, liegt der „rote Strich“ für den Fisch. Wo aber liegt
– und dies müssen wir uns nach den vorangegangenen Beispielen einmal voll
Besorgnis fragen – für uns der „rote Strich“?

Wir fliegen in der Stratosphäre, haben die Schallgrenze durchbrochen, lassen uns
in Kugeln auf dem Meeresboden nieder neben den plattgedrückten Fischen der
Tiefsee oder erklimmen, mit Sauerstoffapparaten ausgerüstet, die höchsten Gipfel
der Erde; den Sitz der Götter. Wir spielen mit den Elementen einer Atombombe,
mit Kettenreaktionen und Strahlentod und erschrecken dann wie Kinder über die
Wirkungen, die wir auslösten und bemühen uns, dagegen wieder neue Schutz-
mittel zu finden ...

Der Mensch – und das ist man oft geneigt zu vergessen – ist ein Wesen von
Fleisch und Blut. Er hat nur seine zwei Augen mit ihrer begrenzten Sehkraft, sein
kleines, verletzbares, wengleich mit wackerer Stetigkeit pochendes Herz und
sein durchaus nicht immer sofort und gleichmäßig reagierendes Gehirn. Der
Mensch ist keine Maschine. Er reagiert also auch nicht wie eine Maschine. Und
seine Macht über die Technik liegt nur solange in seinen Händen, solange er ihre
Wirkungen unter völliger Kontrolle halten kann. Entgleitet ihm diese Kontrolle,
so kann die ursprünglich Segen wirkende und Arbeit erleichternde Maschine zur
Höllmaschine werden. Sie gewinnt ein Eigenleben wie jener Roboter, den ein
schwedisches Warenhaus zu Reklamazwecken durch die Straßen laufen ließ,
bis eines abends, als er in seiner Kammer eingeschlossen war, durch einen Blitz-
schlag sein Mechanismus ausgelöst wurde und er, die Wände eintretend und
alles durchbrechend, ein furchtbares Eigenleben gewann ...

Doch zurück zur Lok BB 9004, die also eine beachtliche Geschwindigkeit von
331 km/h erreichte.

Leider oder gottlob – man weiß nicht recht, was man dazu sagen soll – läßt der
Oberbau der gewöhnlichen Gleise solche Geschwindigkeiten noch nicht zu!
Vergleichen wir nun einmal den stetig mit Geschwindigkeit vorwärts strebenden
Geist des Menschen mit einer Lokomotive, und seinen Körper mit dem auf der
Erde liegenden, der Erde verhafteten Gleise. Dieses Gleis mußte nahtlos sein,
sollte es stärkere Belastungen, größere Geschwindigkeiten aushalten. Unser
Körper aber ist durchaus nicht nahtlos, aus einem Guß und festgefügt! Doch
bleiben wir bei der rasenden Lokomotive: Achtet sie nicht auf den „roten Strich“
der Geschwindigkeitsbegrenzung und wird sie über den natürlichen Schienen-
strang hinausgetragen und stößt wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil durch
die Luft – dann nützt keine Bremse mehr, dann bleibt auf der zerwühlten Erde
nur noch ein Gewirr von verbogenen Drähten, in denen ein letzter summender
Ton hängt vom berausenden Lied des technischen Fortschritts.



Ping-pong ...
wir geben eine Luftlagemeldung – starke Bomberverbände
im Raume Hannover-Braunschweig – wir kommen wieder.
Ping-pong ...

Das unheilverkündende Zeichen dringt eintönig weiter aus
dem Lautsprecher meines Kofferradios, das vor mir auf
dem Schreibtisch steht. Überall, hier im Betrieb und in
ganz Berlin, herrscht eine spannunggeladene Atmosphäre.
Telefongespräche jagen hin und her, Anweisungen werden
gegeben und Berichte entgegengenommen. 10 Wagen-
ladungen Bremssteile sollen nach heute das Werk verlassen.
Sie gehören mit zu dem großen Produktionsprogramm des
Knorr-Konzerns mit seinen rund 27 000 Beschäftigten, das
den Bau von rund 6000 Güterwagen monatlich und ca.
600 Lokomotiven sichern soll. Über 9000 Werkangehörige
tragen abwechselnd in drei Schichten die Verantwortung
für die Erfüllung des Programms.

Ping-pong ...
es klingt fast drohend, überschneidet sich mit dem Vor-
alarm.

Nach geht die Arbeit in allen Büros und im Betrieb weiter.
Viele bange Fragen beschäftigen die Gedankenwelt eines
jeden. Wird das Werk noch einmal gut hindurchkommen?
Alarm!

Die Lagemeldungen folgen aufeinander.
Der Weg zum Schutzraum führt mich über die schon leeren
Flure, durch leere Höfe, nur einzelne Posten die ich
Ich gehe in den Schutzraum im Turmgebäude. Kaum ange-
langt – fühle ich das Schwanken des Bodens, von einem
Prasseln begleitet.

Das Licht geht aus – geht an – flackert!
Gilt unserem Werk der Angriff? – Immer wieder Ein-
schläge! ... Minuten um Minuten verrinnen ... immer noch
kein Ende. Nur einer bleibt unbeindruckt, der Fernschrei-
ber. Pflichtgetreu zeichnet er Nachricht um Nachricht auf.
Plötzlich der Ruf: „Gas! – kein offenes Feuer machen!“
Über den Boden der Kellerräume kriecht nach Gas rie-
chendes Wasser.

Was ist los? fragt einer den anderen. ... Jetzt scheint es
Ruhe zu geben. Minuten um Minuten verstreichen. – Jede
scheint eine Ewigkeit zu sein. Endlich wird nach der Ent-
warnung der Weg freigegeben.

Vor unseren Augen – welch Chaos! 26 Bomben haben
das Werkgelände getroffen, der große Gasbehälter des
danebenliegenden Gaswerkes ist aufgerissen. 36 000 cbm
Wasser stürzten in die Umgebung, rissen lagernde Teile,
Hunderterte von Luftbehältern mit sich und lagerten sie an
den entferntesten Stellen mit Sand und anderen Dingen
gemischt ab. –

In der Nebenstraße ertranken Bewohner in den überflute-
ten Kellern. – Längst war der Betriebsführer bei der Be-
sichtigung der Schäden und gab seine Anweisungen. Trotz
allem – kein Gebäudeteil war beschädigt. Wer nicht mit
der Beseitigung der Glasschäden usw. beschäftigt war,
führte seine gewöhnliche Arbeit weiter oder ging zum
Mittagessen, je nach der eingeteilten Zeit.

Und am Abend konnten wir melden:
Die 10 Waggons mit Bremssteilen sind abgerollt!

Ein Bombenangriff löste den anderen ab. Immer wieder
blieben die Hauptgebäude der Knorr-Bremse von Schäden
verschont, denn Fensterschäden zählten gar nicht mehr.
Die Russen rückten immer näher. Am 21./22. April standen
die feindlichen Batterien im Raum Karlshorst-Oberschen-
weide. Dann rückten sie vor nach Ostkreuz und weiter zum
Stadtinnern.

Was wird aus der Knorr-Bremse geworden sein?
Tag für Tag bewegte mich diese Frage. Ich mußte an die
turbulenten Ereignisse der letzten Wochen denken. Das
Trauerspiel um die Knorr-Bremse begann am 14. Januar
1945.

1. Akt: Das Werk Myschkow, 50 km von Czenstochau
(Oberschlesien) entfernt, ging verloren, mit ihm Arbeits-
plätze für rund 1000 Werk tätige und ein bedeutender Ma-
schinenpark. Lediglich acht Waggons mit Lagerbeständen
konnten nach Berlin geschickt werden. Als letzte verließen
die Herren Gruber und Smurka das Werk.

2. Akt: Werk Sosnowitz. Am 20. Januar 1945 machten sich
von den rund 1200 Beschäftigten 300 Berliner und 100 Aus-
länder auf den Weg nach Westen. Unter der Führung von
Herrn Zotzmann erreichten sie nach 10 Tagen Fußmarsch
Berlin. Von den 500 Werkzeugmaschinen konnten ganze
20 gerettet werden.

3. Akt: Lager Forst (Neiße). Anfang März 1945 wurde auf
Befehl des OKW das Lager der Knorr-Bremse geräumt. In
10 Tagen und Nächten wurden alle unbeschädigten Be-
stände (fertige Apparate und dgl.) verladen. Herrn Gruber
gelang es in schwierigen Verhandlungen, die Abfertigung
nach München zu erreichen. Diese Wagenladungen
mit ihrem wertvollen Inhalt haben als einzige ihr Ziel er-
reicht ...

Was aber mag aus der Knorr-Bremse Berlin geworden
sein?

Am 28. machte ich mich auf den Weg. Aus der Gegend
um Weißensee zogen dicke Brandwolken nach Osten. Ab-
schüsse und Einschläge waren die Begleitmusik. Es gelang
mir, zum Werk zu kommen. Die neue Bahnhofstraße war
fast menschenleer. Durch das gesprengte Haupttor neben
dem Verwaltungsgebäude betrat ich den ersten Werkhof.
– Niemand! – Weiter zur Bahnseite. – Vor der Garage
traf ich drei Männer, den Fabrik-Inspektor, den Leiter des
Fuhrparks und einen Rohrleger, der im Nebenhaus wohnte.
Nach kurzer Begrüßung und Information besichtigte ich
die anderen Teile des Werkes.

Das 2. Tor ist ebenfalls gesprengt worden. Im Durchgang
zur anderen Bahnseite, dem Komplex Hirschbergerstraße,
kamen mir Handwagen und sonstige kleine Gefährte ent-
gegen, die mit Kohlen von unserem Lagerplatz beladen
sind. Nur mit äußerster energetischem Einwirken gelang es
mir, die Entladung der Fahrzeuge zu erreichen. Einzelne
beeilten sich, mit ihrer Beute zu entkommen. Auf dem ehe-
maligen Kohlenlagerplatz sah ich Dutzende beim Abräu-
men der letzten Bestände von ungefähr 7000 Ztr.

Das Tor zur Nowakstraße war zerstört, die Fahrwege zur
Durchgangsstraße geworden.

Am nächsten Morgen war ich wieder im Werk, um Maß-
nahmen für die Abriegelung des Werkgeländes zu treffen.
Es gelang mir, drei bis vier Werksangehörige, die mal
„nachschaun“ kamen, für das Dichtmachen der Tore zu
gewinnen. Von einem Tage zum anderen kamen weitere
Männer. Nach tagelanger mühevoller Arbeit kamen wir
dem erstrebten Ziel immer näher. Bald war ein Tor nach
dem anderen soweit unter Kontrolle, daß man wußte, was
vor sich geht.

Um einzeln gehenden Plünderern nachzuspüren, mußte ich
täglich wiederholt durch die Verwaltungsräume gehen. So
traf ich auch einen russischen Ing.-Offizier am Schreibtisch
des Generaldirektors Vielmetter, als er versuchte, mit
einem Bajonett die Schübe zu öffnen. Mit kräftigem ge-
genseitigem „Stoi“ begrüßten wir uns. Nach weiterer Füh-
lungnahme gelang es mir, ihm eine bessere Beschäftigung

zu zeigen. Wir verständigten uns so gut es ging – er sprach nicht deutsch –, über die Art der Werksergebnisse, und nachdem ich ihn noch über die auf den Bildern des Konferenzzimmers dargestellten Persönlichkeiten und deren schöpferische Leistung für das Unternehmen unterrichtet hatte, verließ er das Werk.

Einen Tag später traf ich einen deutschen Zivilisten am Schreibtisch des Dr. Hildebrand sen. Ich forderte ihn zur Vorzeigung seines Personal-Ausweises auf. Auf meine Frage, was er suche, antwortete er: „Briefmarken“. Nach seinem Ausweise hieß der ungebetene Gast ausgerechnet „Hildebrandt“, er wohnte in der Boxhagenerstraße. Schnell war er ohne Briefmarken draußen. – Mehr Sorgen machten die verschiedenen russischen Kommandos und Einzelgänger, die überall und immer wieder auftauchten. Es gab in den Hunderten von Metern Umzäunung zuziel schadhafte Stellen.

Inzwischen wuchs die Zahl der interessierten Werkangehörigen; wir konnten schon eine Nachtbewachung einsetzen.

Um die Interessen der Werkleitung wahrzunehmen, entschloß ich mich, mit der eingesetzten kommissarischen Stadtverwaltung wegen Sicherung des Werkes Fühlung zu nehmen. Nach mehrmaligen Besprechungen mit dem komm. Bürgermeister und dem russischen Stadtkommandanten wurde mir die kommissarische Leitung des Werkes am 30. 4. 1945 übertragen. Aus besonderen Erwägungen bemühte ich mich, nach einem zweiten Mann dazuzubekommen. Zufällig begegnete ich Herrn W., der Techniker war. Die Zustimmung zu meinem Vorschlag erhielten wir ebenfalls vom russischen Kommandanten.

An manchen Tagen habe ich rund 30 km zurücklegen müssen, da bei den Arbeitsstellen bald der eine oder der andere abwesend war oder lange Gefangenen-Kolonnen sperrten für Stunden die Straßen. Es war ein zäher Kampf auf dem Wege zu retten, was irgend möglich war.

Die Schlacht um Berlin war immer noch im Gange und es passierte mehr als einmal, wenn ich auf einem der Höfe jemand stellte, daß es „klickerte“. Eine Granate aus den Kämpfen um den Alexanderplatz war wieder über das Ziel hinausgeraten und landete ausgerechnet im Knorr-Gelände.

Nach und nach bekam jeder, der im Werk tätig war, einen russisch-deutsch verfaßten Ausweis. Es mehrten sich die Fälle, bei denen man auf dem Wege zur Arbeit zu „anderen Arbeiten“ weggegriffen wurde.

Kartoffeln ausladen, Kohlen schippen, Tote beseitigen usw. waren die Aufgaben. Nicht jedem glückte es, unbehelligt ins Werk zu gelangen.

Am 2. Mai mußte ich dazu noch mein Haus räumen. Das hatte mir gerade noch gefehlt, denn ich mußte doch den Tag über im Werk sein. – Eine besondere Aufgabe wurde das Einsortieren der Original-Zeichnungen des Werkes. Man kann sagen, fast jeden Morgen lag ein großer Teil verstreut im Aufbewahrungsraum. Die vielen Schubfächer der Schränke waren ein begehrtes Ziel unbekannter Plünderer. Das gleiche galt für das Schreibmaterial-Lager. Es war das begehrte Ziel russischer Soldaten.

Inzwischen räumte ein russisches Kommando die Bestände unseres Lederlagers und die Bestände der entsprechenden Betriebsabteilung. Da ein Befehl vorlag, war es nicht zu verhindern.

Die unteren Räume unseres Turm-Gebäudes hatte ein Transport- und Proviant-Kommando belegt. Die Fahrzeuge der „Sieger“ waren gegen Regen durch kostbare Kirman-Teppiche, die als Plane dienten, geschützt.

Eines Tages ging ich in Begleitung mehrerer Herren dorthin, um die Räume zu besichtigen. Der russische Sergeant sah in uns willkommene Sackträger und gab dementsprechende Anweisungen. Die Herren meiner Begleitung konnten sich dieser spontan angebotenen Tätigkeit nicht entziehen, unter ihnen auch unser Obermeister Weiß. Er kann es auch heute noch nicht verhindern, daß er nach aller Mühe erleben mußte, daß die vom Sergeanten versprochene Vergütung in Form von Lebensmitteln zum Schluß

nicht herausgerückt wurde. – Ich darf mir bis heute noch nicht erlauben, ihn daran zu erinnern...

Von Tag zu Tag gelang mir immer mehr eine Zusammenarbeit der einzelnen Abteilungen. Schließlich stellte die russische Kommandantur ein Wachkommando zur Sicherung des Werkes. Die Zahl der Belegschaftsmitglieder stieg inzwischen auf über 1000. Jeder war bemüht, sich seinen Arbeitsplatz zu erhalten und half unentgeltlich bei den Aufräumungsarbeiten.

Am 8. Mai 1945, dem Tage der Kapitulation, hatte ich eine kurze Unterhaltung mit einem der Posten, die gerade heute besehen nicht uninteressant war. Ich sagte zu ihm, der Krieg wäre ab heute zu Ende. – Der Posten, ein sibirischer Landwirt, 47 Jahre, erwiderte:

„Der Krieg ist nicht zu Ende, – es müssen erst deutsche Maschinen nach Rußland, dann deutsche Ingenieure, dann müssen alle arbeiten und dann – verfluchter Amerikaner!“ Die Tatsachen, die wir in den 10 verfloßenen Jahren zur Kenntnis nehmen mußten, bestätigten, daß der Posten am 8. 5. 1945 über die Absichten seiner Regierung gegenüber dem verbündeten Amerika bestens unterrichtet war. –

In der nun folgenden Zeit kamen wiederholt hohe russische Offiziere ins Werk, um es zu besichtigen und Auskünfte über die Erzeugnisse und die Kapazität des Werkes einzuholen. Unklar blieb, ob man an die Weiterführung der Produktion herangehen wollte.

Eines Tages erschien mit starker Bewachung ein Russe in Zivil. Wir besichtigten den Betrieb – 20 Schritte voraus Posten mit Gewehr im Anschlag, hinter uns mit gleichem Abstand weitere Soldaten. – Es war der Minister für Schwer-Industrie aus Moskau. – Von seiner Entscheidung hing nun unsere Zukunft ab! –

Die Neugliederung in Berlin-Ost bescherte uns auch einen Bezirksbürgermeister. Er war einer jener Typen, die nach der Befreiung der politischen Gefangenen und der Strafgefangenen für geeignet befunden wurden, öffentliche Posten zu bekleiden, etwa 25 Jahre alt. Den Hut ins Genick geschoben, als Sitzgelegenheit Schreibstischecken nehmend, erschien er wiederholt in dieser oder jener Angelegenheit. Die „Bürgermeisterei“ wurde für kurze Zeit in unserem Turmgebäude eingerichtet. – Sie endete mit der Verhaftung des „Bezirksbürgermeisters“ wegen Straftaten, die er im Zuge seiner „Amtstätigkeit“ begangen hatte, – und das gerade am Tage seiner Hochzeit! ...

Die Entwicklung im Werk war nun so weit gediehen, daß die ersten Maschinen wieder anlaufen sollten. Es waren etwa hundert.

Um diese Zeit herum mußte ich zum dritten Male mein Notquartier räumen und zog für etwa drei Wochen in das erste Stockwerk des Turmgebäudes. Dadurch hatte ich Gelegenheit, das Nachtleben im Werk zu „genießen“. Schon in der zweiten Nacht gings los!

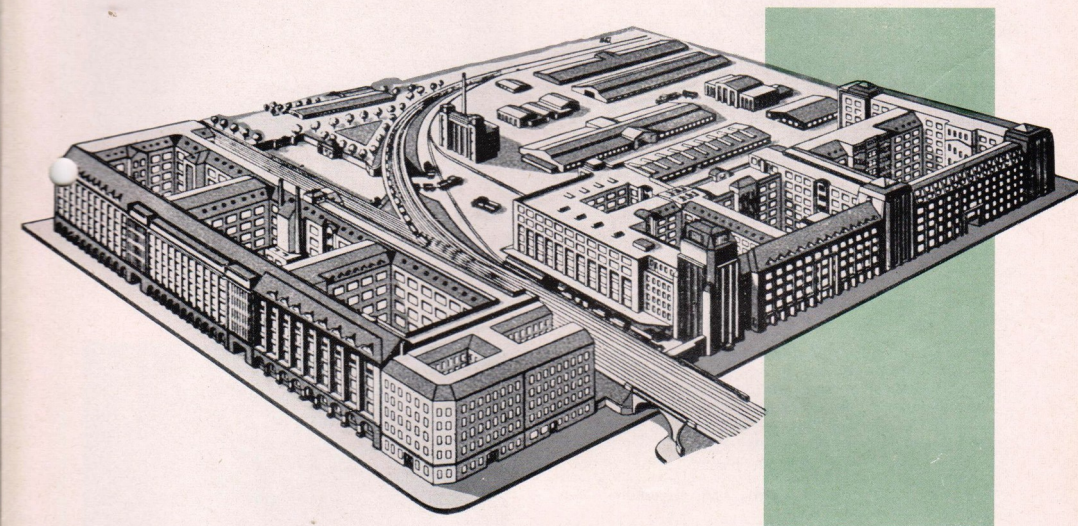
Anruf der Torwache Neue Bahnhofstraße: Wir sind eingesperrt worden. Posten mit aufgeflepptem Bajonett stehen vor der Tür. Aus dem Wachlokal der Russen kommen Hilfschreie! – Ich rufe die russische Wache an. Mit der notwendigen Lautstärke verlange ich sofortige Freisetzung unserer Torwache. Erst, nachdem der Wachmann eines anderen Einganges die Kommandantur benachrichtigte, schuf eine bald eintreffende Sonderstreife wieder normale Zustände.

Auch die NKWD (früher GPU) bewies uns durch wiederholte Besuche eines Kommissars, daß sie mit von der Partie war. Als Leiter des Werkes hatte ich die Verhandlungen zu führen und auch den verschiedenlichen Einladungen zur NKWD-Zentrale Folge zu leisten. Man war sehr entgegenkommend und erteilte mir die Befugnis, von der Ortskommandantur ein Fahrzeug anzufordern, da zu der Zeit alle Wege zu Fuß gemacht werden mußten.

Auch das Arbeitsamt hatte wiederholt Wünsche. So wurde ich eines Tages gebeten, mit heranzukommen. Man hätte dort einen Kollegen, der 12 Jahre im KZ war und nun eine ordentliche Arbeit haben möchte. Bei meinem Besuch wurde mir der Herr vorgestellt und ich gab Anweisung, ihn einzustellen. – Es vergingen 2 bis 3 Tage, da öffnete sich die Tür meines Zimmers und 8 Herren treten ein. Als Wort-

führer fungierte der arbeitslustige Herr. – Es war Otto Winzer, bald spielte er auch in der SED eine bedeutende Rolle. – Es wurde mir nun erklärt, daß sich der neugewählte Betriebsrat vorstelle. Belegschaftsmitgliedern, die ich fragte, war von einer Wahl jedoch nichts bekannt... Der Oberst des schon vorher erwähnten Kommandos zog nach einigen Tagen in das Zimmer des früheren Generaldirektors Vielmetter. Es wurde bekanntgegeben, daß die Verfügung über den Betrieb bei ihm läge. Durch weitere Offiziere wurden die Maschinen besichtigt und den Arbeitern aufgegeben, die laufenden Maschinen anzuhalten und sämtliche Maschinen des Werkes zu säubern. Es waren trotz der Verluste von Myschkow und Sosnowitz noch etwa 1500.

Man beorderte die Beschaffung von 4 mm starkem Draht, von Holz, Nögel usw. Damit war das Zeichen für die kommende Ausräumung des Werkes gegeben. Herr W.



übernahm nunmehr den Verkehr mit dem Räum-Kommando. Um die Ausräumung des Werkes zu verhindern, hatte ich wiederholte Besprechungen mit dem Oberbürgermeister und dem Leiter der Wirtschaftsabteilung. Auch den Betriebsrat brachte ich mit diesen Stellen in Verbindung. Doch alle Mühe war vergebens.

Es wurde nunmehr klar, daß die Vernichtung der Wirtschaftskraft des Stammwerks der Knorr-Bremse AG nicht zu verhindern war. Ein schwerer Schlag für Tausende von Familien, ein Schlag für den Stadtbezirk Lichtenberg. Aber all denen, die seit Jahrzehnten ihre Arbeitskraft der Knorr-Bremse widmeten war klar – die Weltgeltung der Firma wird man nicht vernichten können.

Die Vorbereitungen für die Verladung von Maschinen und Inventar wurden vom Kommando fortschreitend intensiviert. Einzelne Werkangehörige, die leitende Posten bekommen hatten, entpuppten sich als übelste Antreiber. Ihre Namen sind im Gedächtnis aller eingegraben, die die erschütternden Vernichtungsmaßnahmen miterlebten. Die Tätigkeit in verschiedenen Büros wird gestoppt. Alles wird vernichtet, was zum Nachweise vorhandener Werte dienen kann. Angehörige der Fakturen-Abteilung hatten Hunderte von Rechnungen erstellt. Die Werte bezifferten sich auf viele Millionen. Eines Tages waren sämtliche Belege verschwunden und vernichtet.

Herren, die vordem leitende Stellungen inne hatten, wurden veranlaßt, nicht mehr zu erscheinen. Man verlangte die Herstellung einer Verladerrampe aus verschweißten Stahl-

blechplatten innerhalb von 2 Tagen. Sie wurde nie benutzt. Es wurden Listen für die Lohnzahlung angelegt. Lohnsätze konnte man nicht. Die Sekretärin des Oberst erhielt in einem Monat M 700.–, in dem nächsten Monat jedoch nur M 170.–. So oder ähnlich erging es jedem. Eines Tages saß sie dem Oberst beim Diktat gegenüber. Er fragte, weshalb sie zwei Trauringe habe. Sie sagte ihm, daß ihr Mann gefallen sei. Er ließ sich die Ringe zeigen, steckte einen in die Tasche, gab den anderen zurück und meinte, einer sei für sie genügend.

Sein Vertreter, ein Oberstleutnant, ließ mir sagen, daß er mich unter vier Augen sprechen möchte. Er sprach kein Wort Deutsch. Wir verständigten uns. Er fragte nach Textilien, Wein und – Diamanten. Ich sagte ihm, daß ich keine derartigen Bestände kenne.

Nach zwei Tagen erfuhr ich, daß ein dienstbeflüßener Meister den Aufbewahrungsort für Abdrehdiamanten be-

kanntgegeben hatte. Der Oberstleutnant nahm sie an sich – und war zufrieden.

Eines Tages wurde mir mitgeteilt, der Oberst fordere für ein neues Kommando 20 Decken und Matratzen. Unsere Überwachung erklärte, daß im Werk nur eine Decke vorhanden sei, er habe aber noch eine Anzahl guterhaltener Papierstrolchsäcke. Ich ließ sie immerhin bereitlegen. Der Notwendigkeit, das Ausräumkommando über die Bereitstellung der Papierstrolchsäcke zu unterrichten, wurde ich enthoben, da der Oberst von unbekannter Seite bereits informiert war. Es kam zu einer Auseinandersetzung mit dem Oberstleutnant und danach mit dem Oberst. – Das indirekte Angebot der Papierstrolchsäcke muß ihn wohl in seiner Ehre gekränkt haben; denn er betonte, daß ich nie etwas zugunsten des Kommandos getan hätte, er habe zuletzt Decken und Matratzen für „Sieger“ gefordert, ich aber hätte ihm Strolchsäcke für „zusammengetriebene Russenhäufen“ angeboten. Ich erwiderte ihm, daß es anderes Material nicht gibt, im übrigen aber meine Anwesenheit nur den Interessen der Knorr-Bremse gewidmet sei. Damit trennten wir uns, und ich verließ nach genau 36jähriger Tätigkeit im Laufe des 25. Juli das Werk.

Es war von fleißigen Köpfen und Händen in 37jähriger Arbeit geschaffen worden. Zu Beginn hatte das Werk etwa 4000 qm bebaute Fläche mit etwa 250 bis 300 Belegschaftsmitgliedern. Es verblieb ein Werk, das über 9000 Betriebsangehörige und eine bebaute Fläche von 131 000 qm hatte.

P. Stanowsky, Mannheim

Eine Erinnerung an Albert Einstein +

Über meinem Schreibtisch hängt ein kleines Bild in einem schlichten, schwarzen Rahmen. Ein faltenreiches, gütiges Gesicht, den Kopf sinnend in die Hand gestützt: Albert Einstein.

Wenn ich spät abends noch lese oder arbeite, dann schaue ich zuweilen auf und immer wird mein Blick magisch von diesem Bild angezogen. Meine Gedanken schweifen von meiner Arbeit ab und es stehen diese unvergeßlichen Stunden in meiner Erinnerung, da ich vor mehr als dreißig Jahren in seinen Vorträgen saß und versuchte, seinem Gedankenflug zu folgen.

Nach Verleihung des Nobelpreises im Jahre 1921 war Einstein und seine Spezielle und Allgemeine Relativitätstheorie in aller Leute Munde. Durch Vermittlung von Alexander Moszkowski erhielt ich eine Gastkarte zu den Vorlesungen, die Einstein im Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Berlin hielt. Ich habe in meinem Leben viele Vorträge, teilweise von sehr bedeutenden Männern gehört, aber keiner hat auf mich so gewirkt, wie der von Einstein. Von diesem kleinen Manne ging ein Zauber und eine Überzeugungskraft aus, der sich keiner entziehen konnte. Fast atemlos folgte man seinen klaren und präzisen Ausführungen. Bei seinen Formulierungen schien alles so einfach und natürlich. Wenn er geendet hatte, dauerte es jedesmal eine ganze Weile ehe das Beifallgetrampel einsetzte, so war alles in seinen Bann gezogen.

Ich hatte ein dickes Kollegheft mit, um mir Notizen zu machen. Ich besitze es heute noch. Es ist fast leer. Nur ein paar Formeln sind auf der ersten Seite geschrieben. Bei der Größe der entwickelten Gedanken vergaß man das Mitschreiben. Nach dem ersten Vortrag ging ich zu ihm und bedankte mich für die Gastkarte. Fast scheu wies er meinen Dank zurück. Wenn man so vor ihm stand, nahm man unbedingt den Eindruck mit, hier steht ein Mensch in des Wortes höchster und schönster Bedeutung. Und ich kann aus dieser Begegnung so recht verstehen, wie dieser Mann in seinem hohen Alter in einen gewissen inneren Konflikt geraten ist vor der letzten Konsequenz seiner Schlüsse. Denn Einstein war seit seinen Kinderjahren stets ein Pazifist.

Nun haben sich seine Augen für immer geschlossen. Sein großer Geist forscht nicht mehr in den Quanten des Lichtes. Mit seinem Hinscheiden ist die Welt um einen ihrer größten Söhne ärmer geworden. Stolzenburg, München

$$\begin{array}{l} g_{ik;s} = 0, \quad \Gamma_i = 0 \\ R_{ik} = 0, \quad R_{ik,l} + R_{kl,i} + R_{li,k} = 0 \end{array}$$

Völlig überrascht ...

waren sechs Südbremer, als sie eine Einladung der Direktion für Donnerstag, den 21. April, erhielten. Der bedeutungsschwere Anlaß hierzu war die Tatsache, daß besagte sechs Südbremer die ersten 40jährigen Jubilare sind, die das Werk seit Bestehen beglückwünschen darf. Also machte man sich freudig auf den Weg zum Spatenhaus, allwo die Feier stattfinden sollte und die Herren Direktoren Memmler und Waldschmidt, sämtliche Abteilungsleiter und Prokuristen, die ältesten Meister und Angestellten sich ebenfalls eingefunden hatten.

Eine besondere Note erhielt dieser Abend insofern, als man ganz „unter sich“ war und in aller Ruhe Erinnerungen auffrischen konnte. – Doch auch die daheimgebliebenen Ehefrauen kamen nicht zu kurz: ein Wagen brachte zu später Nachtstunde jeden Jubilar nebst großem Geschenkkorb nach Hause.



V. r. n. l.: Dir. Memmler, Dir. Waldschmidt, die Jubilare Matz, Weiß, Goth, Kolb, Käser (verdeckt) und Kruta.

Freudig begrüßt ...

wurden einige Finanzbeamte aus Hagen, die sich für einige Tage im Werk Volmarstein niederließen, um hier unseren Werkangehörigen beim Ausfüllen der Lohnsteuer-Ermäßigungsanträge behilflich zu sein. Ihre löbliche Absicht, den Steuerzahler so gut wie möglich zu beraten, sprach sich bald herum, und so riß die Schlange der Wartenden vor dem kleinen, behelfsmäßig eingerichteten „Finanzamt“ nicht ab. Rund 800 Anträge wurden bearbeitet. Besonders dankbar begrüßt wurde diese individuelle Beratung von den Kriegerwitwen, Hinterbliebenen und Kranken.

Der Besuch dieser Herren Finanzbeamten, der durch Vermittlung des Betriebsrates stattfand, war ein voller Erfolg: die Volmarsteiner sparten viel Ärger und den weiten Weg nach Hagen zum zuständigen Finanzamt – die Betriebsleitung aber Kopfzerbrechen über einen vermehrten Arbeitsausfall.



Das Kinderheim hat seine ersten Gäste:

Willkommen in St. Blasien



Frau v. Bandemer im Gespräch mit den Betriebsratsvorsitzenden Vohmann und Stolzenburg. Im Hintergrund Herr Dir. Vielmeiter.

„... und so möchte ich wünschen und hoffen, daß sich die Kinder unserer Werkangehörigen wohl fühlen und erholen mögen. Es wäre dies der schönste Dank für meine Schwester, die mit vieler Mühe und Liebe dieses Heim geschaffen hat.“ Mit diesen Worten und einem herzlichen Händedruck für Frau von Bandemer beschloß Herr Direktor Vielmeiter seine Ansprache am Tage der Einweihung, am 8. März 1955. Rund zwanzig Gäste durften dieser Feierstunde beiwohnen, so die Herren Direktoren Goerz, Waldschmidt und Meyer, die Betriebsratsmitglieder Kurz, Scherer, Vohmann und Stolzenburg, sowie die Honorationen der kleinen Kurstadt St. Blasien. Natürlich fehlte auch die Presse nicht. So gab es der guten Wünsche und Dankesworte noch gar viele, ehe Frau von Bandemer zu einem Rundgang durchs Heim auffordern konnte. Vom Keller bis zum Boden wurde jeder Raum in Augenschein genommen, und der aufmerksame Beobachter konnte aus dem Gesicht eines jeden einzelnen Überbacher seine Anerkennung und die Überzeugung lesen: „... hier muß man sich ja wohlfühlen!“ Und darüber besteht sicher kein Zweifel.

DIE REISE DER ZWERGE

EIN MÄRCHEN

Vor vielen, vielen Jahren lebten unter dem Feldberg, dem höchsten Berg des Südschwarzwaldes, Zwerge. In prächtigen Hallen, deren Wände nur so glänzten von Gold und Edelsteinen, schnitzten sie kunstvoll aus Holz Tiere und Menschen. Und noch heute findet man dort viele Holzbildhauer, die ihr Handwerk auf diese Zwerge zurückführen.

Da geschah es einmal, daß ein kleines Mädchen eine Höhle am Fuße des Feldbergs fand. Weil am Ende alles so herrlich glänzte, lief es immer tiefer hinein. Schließlich kam es in die Halle des Zwergkönigs, der auf einem güldenen Thron saß und zuschaute, wie seine Zwerge fleißig schnitzten. Vor Freude klatschte das Mädlein in die Hände. Alle Zwerge hörten zu arbeiten auf, umringten das Kind und führten es vor den Thron des Königs. Dieser sprach zu ihr: „Du kleines Menschenkind, nun mußt Du bei uns bleiben, denn sonst würdest Du uns verraten.“ Das Kind fing schrecklich an zu weinen und rief nach seiner Mutter. Die Zwerge trösteten sie und gaben ihr geschnitzte Figuren, Goldplättchen und Edelsteine zum Spielen... Nie wieder war das Kind nach Hause zurückgekehrt. Alles

Suchen und Rufen der betrübten Eltern blieb erfolglos. Die Mutter starb bald vor Gram und der Vater gelobte sich, nicht eher zu ruhen, als bis er sein Kind wiederfinden würde. Eines Tages traf er beim Suchen auf einen alten Einsiedler, der ihm die Geschichte der Zwerge erzählte und ihn darüber aufklärte, daß er niemals sein Kind wiederfinden könne, denn was die Zwerge haben, das geben sie nie mehr heraus. Verzweifelt stieß der Vater einen fürchterlichen Fluch aus. Ein mächtiges Donnern wie von einer zu Tal stürzenden Lawine folgte, und seit dieser Zeit hat man keinen der Zwerge je wieder gesehen. Nur alle hundert Jahre durften zwei Zwerge eine Nacht lang den Berg verlassen und bis zum Morgengrauen eine Reise in die Umgegend des Berges unternehmen.

Heuer am 10. März war wieder so ein Tag, und Purzel und Weißbart krochen aus der Höhle hervor, um das Land zu besehen. In ihrer Staatszeitung „Wir von dem Volke der Zwerge“ hatten sie von den Veränderungen der Gegend gelesen. Purzel, ein lustiger Kobold, freute sich unbändig, als er aus dem Berg herauskam und zupfte seinen Begleiter, den brummigen Weißbart, vor Übermut an der Zipfelmütze. Sie beschlossen, nach St. Blasien zu wandern, um sich den Dom anzuschauen, der wieder aufgebaut worden war, genau nach den Bauplänen der St.-Peters-Kirche in Rom. Es war eine sternklare Nacht. Da sie besondere Stiefel anhatten, in denen sie sich so schnell fortbewegen konnten wie Kinder auf einem Roller, kamen sie gut vorwärts. Nach ein paar Stunden waren sie schon auf der Straße nach Glashof. Die ungewohnten Stiefel ermüdeten sie sehr und sie beschlossen, sich in der Hotel-Pension Tannhäuser auszurufen. Sie staunten sie aber, als sie näherkamen und entdecken mußten, daß aus dem Hotel ein Kinderheim geworden war. Lange suchten sie den Eingang. Schließlich fanden sie ihn an der Seite und gelangten zuerst in den Keller.

Was gab es da alles zu sehen! Links war ein Raum mit Brausen und daneben Räume mit Badewannen. Purzel zog schnell die Kleider aus und drehte die Brausen auf. Vergnügt sprang er von einer Brause zur anderen und sang:

Oh wie herrlich, oh wie schön
Alle Brausen aufzudrehn.

Weißbart hatte sich inzwischen auch ausgezogen und in eine Badewanne gesetzt. Wohligh streckte er die vom Wandern ermüdeten Glieder im Wasser. Purzel kam herein und winkte. Beide gingen auf die andere Seite und blieben vor Staunen stehen. In dem Raum stand eine Bank an zwei Wänden entlang, darüber war ein Bord angeordnet, auf der lauter kleine Becher standen, rot und grün und gelb, immer abwechselnd. Darunter hingen mollige Frottéhändtücher in den gleichen Farben. Weißbart nahm gleich eins davon und trocknete sich damit seinen Bart ab. Dann gingen sie in den Nebenraum. Hier funkelte alles. An einer weiß gekachelten niedrigen Mauer, die in der Mitte des Raumes aufgeführt war, hingen an jeder Seite zehn kleine Waschbecken. Zu jedem Becken gehörte ein verchromter Doppelhahn für warmes und kaltes Wasser. Purzel konnte nicht widerstehen und drehte alle Hähne auf. Es war sehr lustig, wie das Wasser raussprudelte. So etwas hatten sie noch nicht gesehen. Da entdeckten sie an der Seite eine in Fels gehauene Bank, in die an jedem Ende ein Becken als Fußbadewanne eingelassen war. Das mußten sie noch einmal probieren und wuschen ihre müden Füße.



Nun wanderten sie einen langen Gang entlang, an dessen einer Seite Schränke und Ablagen für feuchte Kleider waren. Und dann kamen sie in den Maschinenraum. Hier war eine Ölfeuerung aufgestellt, und sie dachten dabei mit Wehmut an ihre kalten Hallen. Nachdem sie noch einen Blick in die Vorratskeller geworfen hatten, stiegen sie die Treppe hinauf. Sie gelangten in den großen EB- und Aufenthaltsraum. Hier kamen sie sich wie Gäste bei Schneewittchen vor. Teller und Tassen und Schüsseln und Messer und Gabeln und Löffel, alles vierzigmal schön auf den Tischchen verteilt. In die Wände waren Nischen eingelassen. In einer standen viele Bücher. Weißbart fing gleich an, in einem Carl-May-Buch zu lesen. Purzel interessierte sich mehr für die andere Nische. Da lagen herrliche Bälle in verschiedenen Größen und Farben.

Da schlug eine Uhr. Schnell warfen sie noch einen Blick in die Nebenzimmer. In dem einen wohnte anscheinend die Tante, die das Heim leitete, und daneben war ihr Schlafraum. In dem dritten Zimmer fanden sie kleine Betten mit Schaummatratzen, mit warmen Decken, alles weiß bezogen. Auch extra wollene Decken für den Winter lagen am Fußende. Zwischen den Betten standen kleine Hocker, wieder abwechselnd rot, grün und gelb, mit aufklappbaren Sitzen, so daß man Kleinigkeiten hineinlegen konnte. Dann gelangten sie in die Küche. An der Tür war ein ausgeschnittenes buntes Holzbild von einer dicken Köchin angebracht. Als sie wieder auf dem Flur waren, sahen sie an einer anderen Tür auch so ein Holzschild, einen Arzt im weißen Kittel darstellend. Wenn man in dieses Zimmer schaute, mußte man sich unbedingt ausmalen, wie schön es die kleinen kranken Patienten haben müßten. Jetzt war es leer.

In dem Stockwerk darüber waren auf dem Flur Kleider- und Wäscheschränke angeordnet. Die Zimmer wiesen alle die gleiche Schlafeneinrichtung wie unten auf, sie waren hell und freundlich. Als sie eine Tür öffneten, sahen sie lauter Buben in den Bettchen. Alle lächelten, als ob sie etwas sehr Schönes träumten. In dem Zimmer gegenüber war es ebenso. Auch hier schienen man glücklich zu träumen. Alle Zimmer trugen diese Holzbilder aus der Märchenwelt an der Tür. Da gab es

- ein Rumpelstilzchen-Zimmer
- ein Zimmer Brüderlein und Schwesterlein
- ein Zimmer Hänsel und Gretel
- ein Mecki-Zimmer
- ein Räuber-Zimmer und sogar
- ein Zimmer der Zwerge.

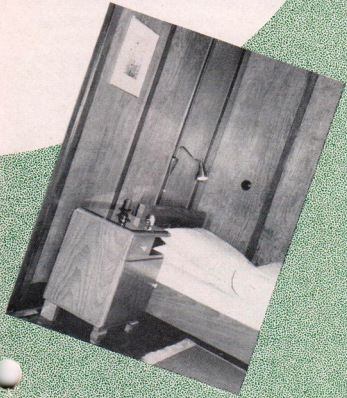
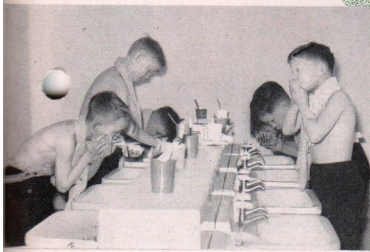
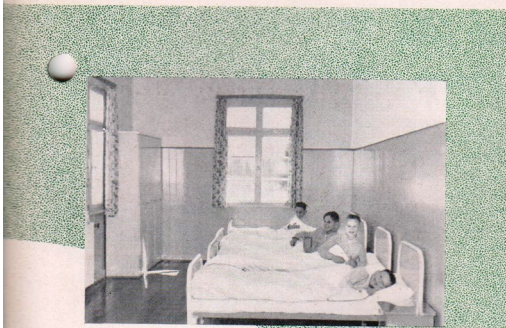
Weißbart wiegte den Kopf hin und her und brummelte dann in seinen Bart: „Ein Cowboy-Zimmer haben sie aber nicht.“

Am liebsten hätten sich die beiden Zwerglein auch in diese schönen Betten gelegt, aber nirgends war eins leer. Eine Treppe höher schienen die Erwachsenen zu wohnen. Beinahe hätten sie da auf ihrer Entdeckungsfahrt gar nicht mehr aus dem großen Kofferraum herausgefunden.

Nun stiegen sie wieder hinunter und gingen nochmals in das Zimmer der Heimleiterin, der Tante Irma, denn hier hatten sie auf dem Tische vorhin das Tagebuch liegen sehen. Als sie darin blätterten, lasen sie von der schönen Einweihungsfeier, die zwei Tage vorher stattgefunden hatte. Viele gute Wünsche waren ausgesprochen worden. Alle Gäste waren beeindruckt von der schönen, zweckmäßigen Einrichtung. Und die Angestellten im Heim freuten sich, hier wirken zu können. Am meisten freut sich die Leiterin selbst.

Wieder schlug eine Uhr, und schnell machten sich Purzel und Weißbart auf den Weg, denn sie mußten ja bei Tagesgrauen wieder in ihrer Berghöhle sein. Unterwegs erzählten sie sich noch viel von dem, was sie alles gesehen hatten, und Purzel seufzte schließlich: „Ach, hätten wir doch auch so eine großzügige Patrona, die alles ebenso schön für uns herrichten würde. Gold und Edelsteine an den Wänden wirken kalt. In diesem Heim lebte alles und überall empfand man die Liebe, mit der es geschaffen worden ist.“

Stolzenburg, München



... und die Freude kennt keine Grenzen

Wir hatten das Glück, nach der offiziellen Eröffnung unseres Kindererholungsheimes in St. Blasien am 10. März 1954 mit die ersten zu sein, die einen Teil unserer erholungsbedürftigen Kinder dort hinbringen konnten. Im Bahnhof in Mannheim war um die Mittagszeit etwas los. Dem ersten besten Kind haben wir den MWM-Wimpel in die Hand gedrückt als Zeichen für den Treffpunkt. Fragen schwirrten durch die Bahnhofshalle. „Wo geht es hin? Liegt dort noch Schnee? Sind die Kinder dort auch gut untergebracht?“

Endlich war es so weit. Mit dem MWM-Wimpel voran ging es zum Zug, der uns nach Freiburg bringen sollte; aber welch Malheur, der Zug war überfüllt und nur durch gutes Zureden des Bahnpersonals konnten wir wenigstens für die Kinder Sitzgelegenheit schaffen, während wir als Transportleiter bis Freiburg abwechselnd auf einem Bein standen und froh waren, als Freiburg in Sicht kam. Von dort aus bis Seebrugg war die Fahrt ein Erlebnis für die Kinder. Schlagartig war der Schlaf verschwunden, und die verschneiten Berge riefen allgemeine Begeisterung hervor. Am Bahnhof Seebrugg stand schon ein Omnibus bereit, der uns in Empfang nahm; auch die Heimleiterin Frl. Ried war zur Begrüßung erschienen. In rascher Fahrt ging es unserem Ziel St. Blasien entgegen.

Das idyllisch gelegene Heim – abseits vom Straßenverkehr – machte einen tiefen Eindruck auf uns und die Kinder. Das muß man erlebt haben! Beim Kofferauspacken kannte die Freude der Kinder keine Grenzen mehr, und die Heimleiterin Frl. Ried hatte alle Mühe, Ordnung zu schaffen. Auf alle möglichen Fragen der Kinder wußte sie ein liebes, erklärendes Wort als Antwort, und im Nu hatte sie die Herzen der Kinder erobert.

Leider war die Dämmerung schon ziemlich weit vorgeschritten. Aber soviel konnten wir feststellen, daß eine große Spielwiese vorhanden ist, auf der sich die Kinder nach Herzenslust tummeln können. Die vorgesehenen täglichen Spaziergänge in der herrlichen Umgebung mit ihrer gesundheitsfördernden Schwarzwaldduft dürften den Kindern eine Erholung von Dauer bringen und als liebe Erinnerung im Gedächtnis bleiben.

Den Freunden und Förderern dieser wahrhaft sozialen Einrichtung soll an dieser Stelle nochmals der Dank ausgesprochen werden mit der Bitte, auch an uns „Große“ gelegentlich zu denken.

J. Jost, Mannheim



Es tut sich was bei Knorr und Süd

SKIKURSE FÜR JEDERMANN

Mit großem Erstaunen hörte ich eines Tages, daß irgendwo in den Räumen der Knorr-Bremse München nach Arbeitsbeschluß eine Besprechung stattfinden sollte mit dem Zweck, festzustellen, ob Interesse für Skifahrten für Anfänger und Fortgeschrittene vorhanden sei. Aus dieser Besprechung ergab sich dann folgendes:

Herr Lengger von der Südbremse ist der „Herr Skilehrer“, der schon jahrelang Kurse leitete und wahrscheinlich schon enorme Skikanonen ausgebildet hat. Eines Tages nun kam ihm der Gedanke, daß sicher auch bei unseren beiden Münchener Werken Menschen sind, die gerne an Skikursen teilnehmen würden. Daß diese Vermutung richtig war, zeigte sich auf eben jener Besprechung.

So startete die erste Fahrt in die Gegend von Hausham im Februar. Es waren nicht nur viele Skisäuglinge dabei, nein – auch Spaziergänger dürfen an den Fahrten teilnehmen. Und sie tun es wohl sehr gerne, denn ihre Zahl ist inzwischen schon beachtlich angewachsen. (Vor allen Dingen haben sie mehr Chancen, mit ganzen Körperteilen heimzukommen, als die Skifahrer. Außerdem ist es für sie besonders amüsant zu sehen, wie die Skisäuglinge immer wieder lieber mit dem Kopf im Schnee fahren wollen. Besondere Talente in dieser Beziehung sind bei Knorr beheimatet.) Mittagsrast wurde in einer sehr hübschen Privathütte gemacht, und nachmittags ging es weiter auf eine kleine Tour.

Besonders viele Möglichkeiten boten sich diesmal den Spaziergängern – Liegestuhl mit Sonnenbad (am nächsten Tag Borwasser und Olumschlägel!), geruhsame Spazierwege im Schnee, Unterhaltung am Übungshang, Abfahrt mit Sessellift oder Fußmarsch ins Tal. Sicher wären noch viele gern geblieben, aber leider beschränken sich unsere Fahrten vorerst noch auf einen Tag. Die Kosten für diese Tagesfahrten richten sich nach der jeweiligen Teilnehmerzahl.

Einige von den Spaziergängern wollen nun ganz bestimmt Skifahrer werden. Sie haben sich vorgenommen, die immerhin kostspielige Skifahrerausrüstung bis zum nächsten Winter anzuschaffen. Es ist dann ein Anfänger- und Fortgeschrittenkurs vorgesehen, evtl. sogar mit einer oder zwei Skiurlaubswochen für Anfänger.

Für die nächste Zeit sind auch noch Skifahrten geplant, und zwar nach Gerlos im Zillertal und – je nach Schneelage – noch ins Dammkar. Ferner in die Silvrettagruppe an der Trisanna entlang durch das Paznauntal auf den Piz Buin. Die Fahrt zum Piz Buin soll vom 16. bis 19. Juni stattfinden, denn bei dieser großen Entfernung muß man schon einige Tage fortbleiben können. Aber keineswegs versteift sich unser Skilehrer auf nur eine Sportart. Er denkt an einen Gymnastikkurs: strenge Gymnastik, Skigymnastik oder auch tänzerische Gymnastik. Außerdem an Tischtennis und Rasentennis. Selbstverständlich stehen im Sommer auch Bergtouren auf dem Plan, wie etwa Roß- und Buchstein; die Durchführung dieser einzelnen Fahrten hängt natürlich ebenfalls sehr von der Zahl der Interessenten ab.

Jede einzelne Tour hat viel Freude und Erholung gebracht. Und das gerade ist ja der Zweck dieser Fahrten, die von uns so dankbar begrüßt werden.

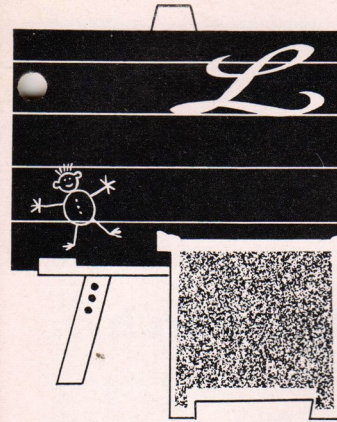
Elfriede Weiß, München



Foto: Alfred Eckert

Da dieser erste Ausflug ein voller Erfolg war, verabredete man sich 14 Tage später wieder und landete diesmal auf dem Blomberg, dessen Bezwingung für sämtliche Beteiligten schon anstrengender war. Es mußte der erste Skisalat verzeichnet werden – Spitzelsalat wäre zu mild ausgedrückt! Auch Tannenbäume wurden intensiv umarmt. Erst wurden die Kihäschen und -hasen am Übungshang belehrt, und nach der Mittagspause ging es an die Abfahrt. Bei diesen beiden Tagesfahrten fuhren wir mit einem Kleinombibus, der etwa 19 Personen faßte.

Die dritte und bisher landschaftlich schönste Fahrt unternahmen wir nach Garmisch bei strahlendem Wetter, übrigens diesmal schon mit größerem Bus. Mit dem Skilift ging's aufs Horn und in einem wunderschönen leichten Anstieg zum Kreuzeck. Dort trennten sich bald Skifahrer von den Spaziergängern. Nach 5½ Stunden erst traf man sich am Bus wieder. Jeder war glücklich über die Erlebnisse in der herrlichen Bergwelt; mancher, der früh mit leisem Grauen an die Abfahrt dachte, saß strahlend auf seinem Platz.



Die Industrie- und Handelskammer Mannheim veranstaltete eine Tagung „Wirtschaft und Schule“, zu der 125 Volksschullehrer und Vertreter der betrieblichen Praxis eingeladen waren. Grund zu dieser Tagung war die Klage der Industrie, daß die zur Entlassung kommenden Schüler den erhöhten Anforderungen der Wirtschaft in keiner Weise mehr genügen. Für das Hauptreferat hatte die JHK den Berufspädagogen Otto Merkle, Stuttgart, von der Arbeitsgemeinschaft der Industrie- und Handelskammer Baden-Württemberg eingeladen. Merkle führte aus:

„Unser Wirtschaftsleben läßt sich nicht aufrecht erhalten, wenn es nicht in breiten Kreisen verstanden wird. Den Lehrkräften sollen wichtige Sachverhalte vor Augen geführt werden, damit sie Folgerungen ziehen für Stoffwahl und methodisches Vorgehen. Für die betriebliche Praxis sind die Sozialtugenden besonders wichtig: Fleiß, Sorgfalt, Genauigkeit, Umsicht, Geduld, Verträglichkeit. Daher hat die Wirtschaft Wünsche an die Schulausbildung im Rechnen, Deutlichschreiben, Zeichnen und in der Naturlehre. Die Schule sollte zu absoluter ‚Exaktheit‘ erziehen. Das beginnt bei Handschrift und Rechtschreibung. Deutliches, einwandfrei leserliches Schreiben erzieht den Charakter. Vor lauter Weichheit und Duldsamkeit wird dieses Erziehungsmittel nicht geschätzt. Wie soll es dem jungen Menschen ergehen, der aus dem Schoß der Familie in den festgefügt, sachlichen Betrieb kommt?“

Daher solle man mehr Wert auf die Grundfächer Rechtschreiben und Rechnen legen. Die Sachfächer seien von zweitrangiger Bedeutung. Die Erziehung in der Schule ist zweifelsohne gegenüber der Technik zurückgeblieben. Man lehrt die Kinder Dinge, denen sie erfahrungsgemäß noch nicht das richtige Verständnis entgegenbringen. Die dadurch entstehenden Lücken sind in den Betrieben später kaum mehr zu schließen. Die Schüler müssen zur freien Gestaltung erzogen werden. Daß die durchschnittliche Klassenstärke von 40 bis 50 Schülern eine solide Ausbildung

Lehrkräfte der Volksschulen besichtigen Industriewerke

illusorisch macht, versteht sich von selbst. Das war die Meinung der nachfolgenden Diskussion.

Anmerkung des Berichters:

Die Schulen sollten sich den Formeln in der Wirtschaft anpassen, d. h. genormte Einheiten benutzen.

Z. B. Längeneinheiten mm (nicht m/m)
Z. B. Flächeneinheiten m² (nicht qm)
usw.

l für Liter, t für Tonne, g für Gramm, s für Sekunde.

Rechenform: Grundrechnen nach einer Art, vor allem beim Abziehen und Vielfachen. Einheitliche Schreibweise beim „Rechnen mit Dreisatz“ usw. Übungen im Schätzen von Ergebnissen u. a. m. Von der Schule dürfte ferner erwartet werden, einen *Mindeststoffplan* anzustreben. Im achten Schuljahr sollte man die Klassen mehr an die Praxis im Betrieb heranzuführen.

Mit dieser Tagung war der Anfang ge-

macht, die Unterrichtsgestaltung von der Betriebsseite aus aufzurollen. Wir wollen hoffen, daß sich die weiteren Bestrebungen in dieser Richtung hin für beide Teile fruchtbar gestalten, um so den Übergang von der Schule in den Betrieb leichter und erfolgversprechender zu ermöglichen.

Dankbar wurden die Betriebsbesichtigungen begrüßt. U. a. wurden die Werkstätten der MWM, die technischen Abteilungen und der Scheinfirmenbetrieb besichtigt. Die Lehrkräfte interessierten sich für alle Sparten, vornehmlich für die technische Seite und sprachen sich für das Gesehene lobend aus. Herr Direktor Peters begrüßte die Besucher und machte sie mit der Struktur unseres Werkes vertraut. Von einem Sprecher der Lehrkräfte wurde die soziale Einstellung des Werkes als besonders lobenswert hervorgehoben.

W. N. Aspenleiter, Mannheim



Herr Dir. Peters begrüßt die Besucher

Ein weiblicher MWM-Lehrling wird interviewt





Die MASCHINEN hielten durch...

Auf der „Barbara Meentzen“, die mit Kohlen beladen auf dem Wege von England nach Norwegen ist, wird am 24. Nov. 1953 um 22.40 Uhr Alarm gegeben: „Feuer im Schiff!“ Unter der Leitung ihres Kapitäns kämpft eine Handvoll Männer erbittert Stunde um Stunde gegen den Brand auf dem Kohlschiff und bezwingt ihn schließlich ...

Stockdunkle Nacht. Windstärke 7 bis 8 und eine grobe südöstliche See. Schön ist auf alle Fälle anders! ... Wie ein Maulwurf, der mühsam sich im Finstern Gänge bahnt, wühlt das Schiff sich durch die widerspenstige See. Kapitän Friedrich Theerkorn steht auf der Kommandobrücke und starrt wachsam ins Dunkel: „Lindeneos - Feuer muß jetzt bald in Sicht kommen. Wollen doch mal nachsehen auf der Karte!“ Im Kartenhaus schwebt leichter Dunst. „Nanu? ... Wie riecht denn das? ...“ Der Kapitän öffnet die Tür zum Niedergang des Kartenhauses: Rauch quillt ihm entgegen. Und schon züngeln helle Flammen auf! „Schnell, schnell! Den Feuerlöscher aus dem Funkraum!“ Der Schaumstrahl spritzt und zischt und drückt die Flammen nieder - der Rauch aber qualmt heftiger: schnaubender Dampfatem aus den Nüstern eines sagenhaften Drachens. Lärmend wirft der Wind sich auf das Brückenhaus, heult laut auf, durchrüttelt es in allen seinen Fugen. Es ist, als wollte er mit gellen Gaunerpfiffen den Brand ermuntern und die stützenden Flammen von neuem aufhetzen.

Das grelle Flackern des zurückgedrückten Brandes springt wieder auf, reckt sich, streckt sich, fingert gleichsam durch den Löschraum und durch die Qualmschwaden und greift - wie ein Polyp mit unzähligen Armen gleichzeitig - in neuem Wüten nach dem Schiff.

Zurück! Hier kann der Schaumlöscher nicht mehr helfen! „Fahrt aus dem Schiff! Feueralarm!“ Über das Sprachrohr werden die Befehle in den Maschinenraum gegeben. Doch die Klingelanlage zum Vorschiff ist schon zerstört. Der Alarm kommt dort nicht an. Nun wird, nach allen Teilen des Schiffes hin, gerufen: „Feuer im Schiff! ... Feuer im Schiff! ...“ In kurzer Zeit sind alle Mann an Deck und jeder eilt auf seinen Posten.

Aber das Feuer läßt sich nicht so leicht bezwingen. Der Brand breitet sich aus mit nahezu gespenstischer Geschwindigkeit.

Rauchwolken blähen sich im Wind wie ungeheure graue Segel, über denen die hellen Flammen zucken wie sturmgepeitschte Wimpel! Es brennt - es brennt! Es brennt im Vorplatz des Kapitänssalons, es brennt am Kartenhaus, es brennt beim Ruderhaus, wo der Reservekompaß ist! ... Die Mannschaft hat Schwimmwesten angelegt. Alle arbeiten, was ihre Kräfte nur irgend hergeben. Schweißnaß sind sie, als hätten sie geduscht. Doch weiter - weiter - weiter! Es gilt vor allem, die Maschinen von dem Feuer freizuhalten und den Laderaum-Schott vor dem Brande zu bewahren! Drei Schlauchleitungen werden angeschlagen: vom Kartenhaus, vom Achterdeck und auch vom Frontschott aus wird unablässig Wasser gegeben, das die Maschinen an Deck

pumpen. Dennoch scheint es, als wolle alle Mühe wenig fruchten: der Wind, der durch ein zerschlagenes Bullauge ins Innere des Schiffes dringen kann, entfacht - ein Blasebalg des Teufels - die bereits abgelöschten Gluten immer von neuem. Die brennende „Barbara Meentzen“ loht durch die Winternacht wie eine Riesenfackel!

Kapitän Theerkorn läßt den Mut nicht sinken. Und seine tapfere Mannschaft läßt nicht nach in ihrem unbeirrbar zähem Eifer. Doch neues, böses, bitterböses Unheil kommt: brennende Decksaufbauten brechen polternd zusammen und stürzen hinab in den Maschinenraum - auf die laufenden Motoren! ... Das ist sehr schlimm - das ist beinahe das Schlimmste! Niemand kann den Maschinenraum betreten. Die Motoren sind sich selber überlassen. Was das bedeutet, weiß der Kapitän genau. Er weiß: wenn die Motoren jetzt in Brand geraten - wenn die Motoren jetzt versagen - dann kann das Schiff nicht länger sich behaupten gegen die schwere See. Er weiß: dann wird die „Barbara“ auf ein Riff geworfen und - alles ist aus. Dann gibt es keine Rettung mehr: nicht für das Schiff, noch für die Mannschaft! Bei dem Gedanken stockt dem Kapitän das Herz. Aber gleich wieder hat er sich in der Gewalt und gibt Befehl, das Backbordboot auszuschnellen. Er läßt das Steuerbordboot auf Taljen setzen. Dann nimmt der Kampf mit den entfesselten Gewalten seinen Fortgang. Das Feuer wehrt sich wie ein trunkener Raufbold: es strampelt mit den Armen und den Beinen, es stößt mit dem Kopf und wippt mit dem Rumpfe. Und wo man es zu Boden schlägt, rappelt es sich sofort wieder hoch und schlägt zurück. Ein schwerer, Kräfte zerfressender und Mut zermürbender Kampf. Kapitän Theerkorn denkt: „Wenn nur die Maschinen durchhalten!“ Er denkt es immer wieder - er hat nur diesen einen einzigen Gedanken: „Wenn nur die Maschinen durchhalten!“ Er weiß genau: davon alleine, davon hängt alles ab!

Alle, die diese schwere Nacht an Bord der „Barbara Meentzen“ verbrachten, sie alle wissen kaum, wie die Zeit verging. Sie wissen nicht: währte der Kampf Sekunden, Minuten oder Stunden? ... Sie wissen nur: „Wir haben es geschafft!“ Und: „Die Maschinen hielten durch! Wir blieben schließlich Sieger!!!“

Gegen 1 Uhr am 25. November wurde sie des Feuers Herr. Bereits um 1.30 Uhr war der Brand vollends gelöscht. Aber das Schiff sah aus, als hätte es den Bombenhagel einer Seeschlacht überstanden. Ruderhaus, Kartenhaus, alle Wohn- und Wirtschaftsräume über dem Hauptdeck waren zerstört, und die unter dem ausgebrannten Hauptdeck gelegenen Räume wiesen starke Beschädigungen durch eingedrungenes Wasser auf. Nichtsdestotrotz setzte die „Barbara Meentzen“ bei unverändert schlechter Wetterlage ihre Fahrt fort und erreichte am Abend um 17 Uhr die norwegische Küste. Wundgeschlagen wohl, doch stolz und siegreich, denn: *die Maschinen hatten durchgehalten!*

(Das Motorschiff „Barbara Meentzen“ war mit einer Marschmaschine TRH 348 AU und zwei Bordaggregaten mit RHS 418 Z-Motoren ausgerüstet.)

Nur eine Lokalnotiz!...

Auf der ersten Seite der Zeitungen stehen mit fett gedruckten Überschriften die „großen Ereignisse“ und fordern gebieterisch unsere Anteilnahme heraus. Dann gibt es noch die „kleinen Nachrichten“: nur drei, vier enggedruckte Zeilen, die wir halb achtlos überfliegen und die wir - wenn wir sie gelesen haben - meistens auch gleich vergessen. Und doch sind diese Kleinigkeiten am Rande des Geschehens oft wichtiger und bedeutungsschwerer als jene prahlrischen Dinge, die sich in den Mittelpunkt des Interesses drängen. Diese sogenannten „Lokal-Notizen“ sagen über die Wirklichkeit unsrer Tage und über das wahre Wesen der Menschen oftmals mehr aus als die wortreichsten Leitartikel und die langatmigsten Aufsätze. Auch dieser Tag ging wieder einmal solche beiläufige Notiz durch die Zeitungen:

Der Lebensretter verschwand!

Am Samstag, den 12. 2. 1955 wurde in Frankfurt der 10 Jahre alte Schüler Holger Anderer aus dem Main gerettet.

Holger war beim Spielen am Mainufer in der Nähe des Eisernen Ste-

ges in den Fluß gefallen. Er wurde von der starken Strömung erfaßt, abgetrieben und ging unter. Ein Monteur, der gerade mit Montagearbeiten auf dem Motorschiff „Rheingold“ beschäftigt war und der den Vorfall beobachtet hatte, sprang in voller Mantur in das eiskalte Wasser und rettete den Jungen vor dem sicheren Ertrinken.

Da der Retter sofort nach seiner Tat verschwand, konnte die Frankfurter Polizei seine Personalien bisher nicht ermitteln.

Das also war die Nachricht. Man las sie, sagte vielleicht anerkennend „Wacker, wacker!“, und - vergaß sie ... Ist das richtig? Ein Kind darf weiterleben - Eltern bleiben bewahrt vor Leid und Kummer - ein Mensch sprang in den eiskalten Strom und setzte sein Leben aufs Spiel für einen anderen - wir aber sagen „Wacker, wacker!“ und vergessen es.

Doch diesmal wurde es nicht ganz vergessen. Ein Zufall fügte es, daß sich die Personalien des Retters ermitteln ließen: es ist der 28jährige MWM-Monteur Helmut Kley. Für seine selbst-



lose Tat erhielt er aus den Händen des Herrn Direktor Peters als Anerkennung das Buch „Olympiade 1952“. Und dabei stellte sich heraus, daß diese mutige Tat bereits die vierte Lebensrettung war, die Helmut Kley vollbracht!

Wir gratulieren unserm Arbeitskameraden Kley aufs herzlichste. Er zog sich nach seiner Rettungstat sofort zurück, ohne irgendwelches Aufsehen zu machen. Was er getan hatte, das hielt er wohl für selbstverständlich, er war nicht stolz auf seine Tat. Wir aber sind stolz auf unsern Arbeitskameraden Helmut Kley!

Ein FENDT-„Dieselroß“ mit MWM-Motor für den Schah

Für die Belegschaft von MWM und der Südbremse hat der persische Kaiser-Besuch in Deutschland die Erinnerung daran geweckt, wie eng und vielfältig die Geschäftsverbindung in unseren Motoren mit Persien seit vielen Jahren ist. Zur Industrialisierung dieses vorderasiatischen Landes haben unsere Motoren viel beigetragen.

Auch mittelbar bestehen diese Beziehungen durch den Export von deutschen Arbeitsgeräten mit eingebauten MWM-Kleindieselmotoren, z. B. von landwirtschaftlichen Traktoren und Agrarmaschinen zur Mechanisierung der iranischen Landwirtschaft.

So empfing das persische Kaiserpaar anlässlich seines Deutschlandbesuches eine Abordnung unseres bedeutendsten Schleppermotoren-Kunden Xaver FENDT & Co, Markt Oberdorf, in Privataudienz. Eine junge Allgäuerin in der kleidsamen Tracht ihres Landes überreichte dem Schah ein Fend-Dieselroß F 15 (15 PS), das vom MWM-Dieselmotor KDW 415 E angetrieben wird.

Diese Gabe ist insofern symbolhaft, als Schah Rezah Pahlevi die Lösung der Agrarfrage zu den dringlichsten Problemen seines Reiches zählt. Die Audienz stand auch im Zusammenhang mit der Ausbildung junger persischer Landwirte auf deutschen Bauernhöfen. Diese sogenannten „Kaiserbauern“ werden in Bayern angeleitet, weil die klimatischen Voraussetzungen und die Bodenverhältnisse denen in den iranischen Haupttagargebieten ähnlich sind. Zum Einsatz in Persien sollen „Maschinen-Gemeinschaften“ gelangen, die auf zunächst größerer Anbaufläche arbeiten, um dann zu intensiverer Wirksamkeit in kleinbäuerlichen Wirtschaften nach deutschem Muster geführt zu werden.

JHB, Mannheim

Herr Direktor Dipl.-Ing. Fritz Loos,

langjähriges Vorstandsmitglied der Motoren-Werke Mannheim AG, traf am 31. 12. 1954 in den Ruhestand. Im Hinblick auf seine Verdienste um die Fachorganisation der Fachgemeinschaft Kraftmaschine im Verein Deutscher Maschinenbau-Anstalten (VDMA) wurde er einstimmig zum Ehrenvorsitzenden gewählt.



Im Alter von 62 Jahren verstarb am 5. April in Köln plötzlich

HERR WERNER LOEBER

Leiter unseres Verkaufsbüros Köln.

Seit mehr als 25 Jahren hat der Verstorbene unsere Belange im Bereich des Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsbezirks wahrgenommen und zur Verbreitung unserer Erzeugnisse wesentlich beigetragen. Mitten aus einem schaffensreichen Leben hat der Tod einen Menschen hinweggerafft, der in vorbildlicher Weise Mittler zwischen Kundenkreis und Stammhaus war. Dieser Verlust bedeutet eine große Lücke, die schwer zu schließen sein wird. So stellte Herr Loeber, von der Kundschaft geschätzt und im Stammhaus Mannheim geachtet, eine Persönlichkeit dar, deren Andenken zu wehren uns eine Verpflichtung bedeutet.

Geschäftsleitung und Belegschaft der Motoren-Werke Mannheim A.G.



Am 28. März verschied, auf dem Höhepunkt seiner Schaffenskraft, der Leiter unseres Verkaufsbüros Stuttgart, unser langjähriger Mitarbeiter

HERR PAUL DIETZ

Sein allzeit frohes Wesen, seine hervorragenden Charaktereigenschaften, verbunden mit hohen fachlichen Qualitäten, ließen ihm als Kollegen und Menschen größte Wertschätzung zuteil werden.

Sowohl im Stammhaus Mannheim, als auch im Verkaufsbüro Stuttgart hat sich Herr Dietz besondere Verdienste um den Ausbau unserer Verkaufsorganisation geschaffen.

Unser Unternehmen verliert in Herrn Dietz einen der verdienstvollsten und angenehmsten Mitarbeiter, der große Kreis seiner Freunde betrauert den Heimgang eines aufrichten Menschen, dessen Andenken uns alle verpflichtet.

Geschäftsleitung und Belegschaft der Motoren-Werke Mannheim A.G.

Tagung der Betriebsräte und ihrer Stellvertreter

sämtlicher Konzernwerke am 29. und 30. März 1955 in Berlin

Anwesend waren: die Herren Kurz und Kalinke (MWM), Scherer und Edenhofer (SB), Vohmann und Flottmann (KB-Volmarstein), Stolzenburg und Eckert (KB-München), Borsdorf und Riewe (H&W), Wald und Blume (Kübler Berlin), Albrecht (AG-Berlin); Herr Direktor Vielmetter bei Punkt 3 der Tagesordnung.

Tagesordnung:

1. Bericht der Betriebsräte der einzelnen Werke
2. Soziale Fragen
3. Bericht des Herrn Direktor Vielmetter über die Lage des Gesamtunternehmens und Aussprache
4. Verschiedenes.

Die Leitung der Tagung lag wieder in den Händen des Vorsitzenden des Dreierausschusses, des Kollegen Kurz.

Aus der Gesamtheit der abgegebenen Berichte über die einzelnen Werke kam zum Ausdruck, daß die Geschäftslage als recht gut herausgestellt werden konnte. Besonders MWM und Südbremse verfügen über einen Auftragsbestand, der im Verhältnis zur Kapazität als besonders hoch bezeichnet werden kann. Auch Kübler konnte berichten, daß die Geschäftslage seit der letzten Zusammenkunft weiterhin eine positive Tendenz zeigt.

Bei H&W Berlin war die Übersiedelung der Abteilung KBW von Mannheim nach Berlin stark bestimmend; die Umstellung und der Aufbau werden jetzt abgeschlossen, so daß in einiger Zeit auch hier sich die Zusammenfassung auswirken muß. Trotz dieser positiven Allgemeinberichte über die Geschäftslage wurden eine Reihe von Problemen angesprochen, die zur Sorge Anlaß geben. Es sind dies: allgemeiner Platzmangel, Mangel an zusätzlichen Maschinen und die sanitären Einrichtungen, ferner die Überstundenfrage und der Dreischichtenbetrieb. Es wurde beschlossen, diese Punkte bei der Aussprache mit Herrn Direktor Vielmetter besonders herauszustellen.

Der zweite Punkt der Tagesordnung, soziale Fragen, nahm wieder einen sehr breiten Raum ein. Besonders hervorzuheben sind folgende Themen: **Kinderverschickung:** In die-

sem Jahr wird nur das Kinderheim in St. Blasien belegt. Selbstverständlich ergeben sich bei einem neuen Heim eine ganze Reihe von neuen Problemen, die sich sehr bestimmend auswirken. Da nun von allen Seiten der Kinderverschickung das größte Interesse entgegengebracht wird, so ist man eifrig bemüht, die Ausgestaltung so schön wie irgend möglich vorzunehmen. Es wurde beschlossen, mit Frau von Bandemer in engster Zusammenarbeit alle auftretenden Fragen zu klären, um einen reibungslosen und erfolgreichen Kuraufenthalt für die Kinder zu gewährleisten. Der erste Kindertransport ist bereits in St. Blasien eingetroffen und soweit man unterrichtet war, fühlen sich die kleinen Kurgäste dort sehr wohl. Im Laufe des Sommers sollen die letzten ergänzenden Arbeiten durchgeführt werden.

Altersversorgung: Auch diesem Punkt wird allgemein ein großes Interesse entgegengebracht und alle Diskussionen hierüber verfolgen den Zweck, die Altersversorgung mehr auszubauen und zu verbessern.

Unter Punkt 3 der Tagesordnung, **Verschiedenes**, nahm man zu den bevorstehenden **Betriebsratswahlen** Stellung und hofft, daß in allen Werken die Wahlen reibungslos und mit gutem Ergebnis durchgeführt werden können. In einigen Werken sind die Wahlen bereits erfolgt.

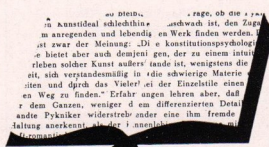
Es wurde festgelegt, daß die nächste Tagung in Volmarstein am 27. und 28. September stattfinden soll.

Weitere Punkte waren noch die **45-Stunden-Woche** und das **50jährige Jubiläum der Knorr-Bremse**.

Am 2. Tag der Tagung nahm die Aussprache mit Herrn Direktor Vielmetter den größten Raum ein. Herr Direktor Vielmetter gab zunächst eine allgemeine Übersicht über die Geschäftslage. Dann wurden die am Tage vorher aufgezeigten Probleme eingehend besprochen.

Der erste Wille, alles zu tun, um in gemeinsamer Arbeit zwischen Direktion und Betriebsräten das Wohl der gesamten Werke zu fördern, wurde auf dieser Tagung deutlich. Stolzenburg, Schriftführer

Neuerwerbungen der MWM-Jugendbücherei



Dem Wunsch, daß die Jugend für die Jugend gute Bücher schreibe, kommt der junge Autor Fritz Meisnitzer mit seiner Erzählung

„Der Geisterwolf“

nach, für die er im Jahre 1953 mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichnet wurde. Dies ist die Geschichte des Wolfes Bjelui, den ein russischer Jäger in Sibirien zu seinem Begleiter gemacht hatte. Als der Jäger stirbt, kehrt der halbgezhimte Wolf in die Wildnis der Taiga zurück, ein gefährlicher Einzelgänger, der den Tungusen Schrecken einjagt. Dann kommt ein anderer Jäger ins Land, und zu ihm findet Bjelui, der Geisterwolf.

Was der Jäger und sein Wolfsfreund miteinander und mit den jagdbaren Tieren der Steppe erleben, hat in diesem Buch packende Gestalt gewonnen. Ohne den Wolf zu vermenschlichen hat der junge Autor in großartiger Weise die Tierseele erspürt und die Landschaft Sibiriens geschildert.

Ein erwähnenswertes Buch ist das von W. Somersel-Maugham:

„Ah King“

Es sind englische Gummipflanzer, Kolonialbeamte und Abenteurer, deren Schicksale Maugham mit der ihm eigenen Meisterschaft erzählt. Abgesehen von der eindringlich-souveränen Kunst seiner Schilderungen der malaisischen Inselwelt, der tropischen Natur, in die seine Menschenschicksale verwoben sind, besitzt der viereiste Engländer die seltene Gabe, seine Novellen so zu komponieren, daß man sie mit atemloser Spannung liest. Er gibt jedoch mehr als Spannung, nämlich seine große Kenntnis der Menschen und ihrer Leidenschaften in einer Welt eigener Gesetzmäßigkeit.

Für erwachsene Leser ist der Roman von Irwin Shaw

„Die jungen Löwen“

Der Autor, der 1913 in New York City geboren ist und gegenwärtig in Europa lebt, hat in diesem außergewöhnlichen Buch die komplexen Geschehnisse und das Lebensgefühl unserer Epoche gültig zum Ausdruck gebracht. Er gibt das erste umfassende Bild der europäischen und amerikanischen Welt während des Krieges. Vielleicht wirkt sein großer Roman für den europäischen Leser deshalb so überzeugend und alarmierend, weil er nicht das Kriegsgeschehen an sich zum Leitmotiv seiner Darstellung wählt, sondern die rein menschlichen Bezüge Gestalt

gewinnen läßt, weil Amerikaner, Deutsche, Engländer und Franzosen und ihre Frauen nicht als Marionetten der Kriegsmaschine, sondern als Menschen fühlen und handeln, leben und sterben. Ingeborg Walter, Mannheim

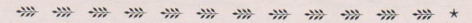
Auch LANZ-MANNHEIM jetzt MWM-Kunde

Eine der größten und ältesten deutschen Landmaschinenfabriken, die Firma Heinrich Lanz A.-G., Mannheim, hat sich entschlossen, ihr bisheriges Trecker-Bauprogramm durch zwei Dieselschlepper zu erweitern, für die MWM die Motoren liefert. Es handelt sich um die neuen Lanz-Typen D 1266 und D 1666, die mit unseren KD 12 E bzw. KD 211 Z ausgerüstet werden. Die weltweite Verkaufsorganisation der Firma Heinrich Lanz A.-G., zudem die enge Fühlungnahme von Traktoren- und Motorenbau-Unternehmen am gleichen Ort, bieten die Gewähr dafür, daß unser Fabrikat noch mehr als bisher bekannt und verbreitet wird.

JHB, Mannheim

JUBILÄRE

UNSERER WERKE



50 JAHRE Motoren-Werke Mannheim AG



THEODOR STEIN 25. 4. 55
Prüffeld-Inspektor

40 JAHRE

Motoren-Werke Mannheim AG

Südd. Bremsen AG



LEO KEILBACH 16. 3. 55
Dreher



ERICH WEISS 1. 3. 55
Obermeister



JAKOB KOLB 3. 3. 55
Leiter d. Ersatzteil-Abtlg.



ADALBERT KASER 31. 3. 55
Schlosser

25 JAHRE

Knorr-Bremse GmbH, Volmarstein

Südd. Bremsen AG



MAX URBANEK 1. 4. 55
Werkzeugschlosser



HANS HARTMANN 7. 4. 55
Techn. Angestellter



MARIA SCHEIB 16. 4. 55
Kontoristin



FRANZ HOFMEISTER 28. 4. 55
Werkzeugkontrollor

Motoren-Werke Mannheim AG



PAUL SCHÖLLKOPF 28. 3. 55
Monteur



MAX SCHMITT 12. 4. 55
Kontrollor



GEORG BÜHLER 15. 4. 55
Versandleiter



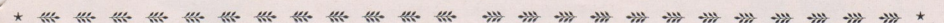
LUDWIG ENDLICH 28. 4. 55
Kontrollor



HEINRICH RENNEN 28. 4. 55
Elektriker



FRIEDR. SCHAFER 28. 4. 55
Dreher



PETRI HEIL!

Die sonnenarmen Wintermonate mit ihren viel zu kurzen Tagen zehren über Gebühr an den Kräften des Menschen, der tagsüber an seinen Arbeitsplatz gebunden ist und dem als Freizeit nur die kargen Stunden des meist schon dunklen Abends übrigbleiben. Radio, Kino, Tanz, Theater, ja selbst der Salvator-Bräu, so schön und so vergnüglich an sich das alles sein mag – es reicht doch nicht ganz hin, um den Mangel an frischer Luft, an freiem Licht und an warmer Sonne auszugleichen. Das moderne Leben mit seinem Hetzen und Treiben baut unsere Kräfte im Raubbau ab. Wir müssen deshalb versuchen, Kraftreserven in uns aufzuspeichern. Wir sind so in die Technik eingespant, daß wir bald abgESPannt werden. Deshalb ist das für uns Notwendigste: auch einmal gründlich auszuspannen. Die Batterie, an der wir unseren müden Lebensakku noch immer am besten und schnellsten aufladen können, ist aber die Natur.

Darum kommen Sie mit mir hinaus an einen der schönen bayerischen Seen oder Flüsse. Steigen Sie mit in den Kahn und lassen Sie sich ab vom Ufer der Allgäulicheit.

Glauben Sie mir, niemals Ansicht sei langweilig! Längeweils ist höchstens das Zuschauen, was auch nur dann, wenn Sie vom Angeln nichts verstehen. Und deshalb wohl das Tun des Anglers mißverstehen, so etwa, wenn Sie sehen, daß er nur winzig kleine Fische fängt. Sie wissen nicht, daß er die Fischlein abends als Köder für seine Jagd auf Hechte braucht. Denn, nur die Angel in das Wasser stecken und darauf warten, bis einer anbeißt, so einfach ist Sportfischerei nun freilich nicht. Mit eben der Ausdauer, mit der oft der Waidmann pirscht, um einen Schwarzkittel zu jagen, mit eben dieser Ausdauer muß auch der Fischjäger oft seiner Beute nachstellen. Dazu gehören großes Wissen und große Kenntnis. Ahnen schon, um nur zu wissen, wo diese „Exemplare“ stehen. Und wenn Sie weiteln, daß ich selber schon viele solcher „Kapitalen“ geangelt habe, so kann ich diesen Zweifel schnell zer-

streuen, wenn ich Sie darauf hinweise, daß Sportfischer niemals lügen.

Sie lächeln, weil ich „Sportfischer“ sage? Und meinen, Angeln sei kein Sport? – Sie irren ganz gewaltig! Denn angeln ist nicht nur eine der schönsten sondern auch eine der verbreitetsten Sportarten. Nehmen wir z. B. einmal England: England ist ja das Land des Fußballs und hat 800 000 Fußballanhänger – aber es hat auch 2 Millionen Sportangler. Wußten Sie das? Und wissen Sie, daß es bei uns in Deutschland über 1 Million aktive Sportfischer gibt? Fischen – das ist ein Sport, der an keine Altersgrenze gebunden ist. Von frühesten Jugend an bis weit in die „Jahre hinein“ kann man in diesem Sport „Aktiver“ bleiben. Allerdings darf man nicht wetterempfindlich sein. Denn Fische fängt man nicht nur bei Sonnenschein. Gerade die „Großen“ werden bei Regenwetter, bei Gewitter, bei Schneefall und sogar bei Kälte am ehesten gefangen.

Angeln ist im wahrsten Sinn des Wortes ein Volkssport: in ihm sind alle Berufsstände vertreten – vom Ministerpräsidenten bis zum Arbeiter.

Wie wär's – wollen Sie es nicht auch einmal versuchen mit dem Angeln? Ich gebe Ihnen ein paar kleine Tips:

Uah, Ding! brauchen Sie: eine Fachzeitschrift, entweder „Die Fischwaid“ oder „Die allgemeine Fischerzeitung“. Sodann einen Angelgerätecatalog, den Sie in jedem Fachgeschäft kostenlos bekommen können, dann den Jahresfischereischein, ausgestellt vom Stadtrat oder Landrat zum Preise von DM 3.80, und schließlich eine Tages-, Wochen- oder Jahreskarte für das gewünschte Fischwasser (Preise je nach Art und Bestand von DM 1.– bis 50.–). Das wäre vorerst alles.

Nun gehen Sie an das nächste Fischwasser und nähern Sie sich einem Sportangler. Doch bitte leise und gedeckt, denn Fische sehen und hören gut (durch die Tastorgane der Seitenlinie), und dann befragen Sie den Angler. Er wird Ihnen vieles erzählen können. Wundern Sie sich nicht, wenn er künstliche Fliegen, Fische aus Holz, Blinker

aus Metall, Käse, Kirschen, Dörrobst und ähnliches mehr zum Fischen verwendet – jede Fischart bedarf eines besonderen Köders.

Wenn Sie Glück haben, treffen Sie einen „alten Fuchs“, der gerade auf Essex, den Hecht, ansetzt. Als Köder verwendet er einen lebenden Fisch. Soeben hat er die Angelschnur nahe den Seerosen kunstgerecht ans Wasser gesetzt, der Schwimmer schaukelt im leicht bewegten Wasser. Bei dem Gespräch wird übersehen, daß die Pose verschwindet. Klang für Klang zieht der Fisch das Dämyl (synthetische Schnur) von der Stationärrolle. Da hat der Angler nicht mehr Zeit zum Reden. Er nimmt die Angelrute zur Hand, holt langsam das Dämyl ein, bis der Widerstand des Fisches spürbar ist. Jetzt wird mit kräftigem Ruck „angehauen“. Nun beginnt der spannende Drill. Die erste Flucht muß hart passiert werden, sonst geht Essex in die Seerosen! Doch es gelingt, ihn kurz vorher abzubremsen. Hin und her gehen nun die Fluchten. Allmählich werden sie schwächer. Nun langsam an das Ufer gedrillt, dann mit dem Köder unterfangen, und der 5-Pfund-Hecht wird gefangen. Der Drill und die Leertung sind das Sportlichste beim Angeln, denn ein kämpfender Fisch wendet alle Mittel an, um sein Leben zu retten. Man muß ihn also überlisten, und viel Erfahrung braucht man, um z. B. einen Karpfen zum Anbeißen zu bringen. Der Drill eines Karpfens gehört überhaupt zum Interessantesten der Angelei.

Vielleicht konnte ich Ihnen etwas Appetit machen auf das Angeln? Wenn Sie sich eine gute Ausrüstung kaufen wollen, so müssen Sie etwa DM 50.– anlegen. Doch wer geschickte Hände hat und gern bastelt, kann sich viel von dem Zubehör und den Geräten selber anfertigen. Der Preis senkt sich dadurch erheblich, und das Vergnügen steigert sich.

Angeln ist ein Sport, der uns Erholung gibt, der unsern Körper stählt, die Sinne schärft und die Nerven stärkt. Angeln ist die beste Medizin gegen die Managerkrankheit. Machen Sie aus Ihrem Urlaub als Angler ein Gesund-Bad, das Sie befähigt, nachher als neuer Mensch mit neuen Kräften wieder an die Alltagsarbeit zu gehen. – In diesem Sinne: Petri-Heil!

Ihr ganz ergebener Zander
(zu erreichen über die Schriftleitung)

